

Leseprobe aus:

Piera Sonnino

Die Nacht von Auschwitz



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Genua, den 20. Juli 1960

Ich heiße Piera Sonnino und wurde vor nunmehr achtunddreißig Jahren in Portici in der Nähe von Neapel geboren, als viertes von sechs Kindern meiner Mutter Giorgina, geborene Milani, und meines Vaters Ettore. Ihre 1910 in Rom nach jüdischem Ritus abgehaltene Hochzeit war ein großes Fest, wie es sich für den gesellschaftlichen Stand beider Familien gehörte, und die Zeremonie hatte mit einem Konzert geendet, bei dem eine damals sehr bekannte Sopranistin mitgewirkt hatte. Für meine Mutter, die den Mann, der nun zu ihrem Gatten geworden war, sehr liebte, und für meinen Vater stand der Beginn ihres gemeinsamen Lebens unter einem überaus glücklichen Stern.

Der Erstgeborene war Paolo; ihm folgten Roberto, Maria Luisa, ich, Bice und Giorgio. Mein Vater war ein schöner Mensch. Das einzige Foto, das ich von ihm retten konnte, zeigt ihn in jungen Jahren als Gentleman der Jahrhundertwende, elegant und selbstsicher. Er war gütig und großzügig, wie es für die Neapolitaner typisch ist. Aus bürgerlichen Verhältnissen stammend – der Minister Sidney Sonnino war ein Cousin unseres Großvaters –, bewahrte er sich sein ganzes Leben lang, bis zu jener letzten langen Nacht von Auschwitz, der Schön-

dung seines Körpers und den schrecklichen Erniedrigungen zum Trotz, jene naturgegebene Vornehmheit, die uns stets Respekt und Scheu eingeflößt hatte. Der Familientradition entsprechend war er Geschäftsmann, Händler und Handelsvertreter geworden. Für diese Berufe, die er je nach Geschäftslage ausübte, hatte er sich sicherlich nur unter großen Bedenken entschieden, und er übte sie über viele Jahre hinweg mit wechselndem Erfolg und spärlichem Ertrag aus. Hatte er einmal eine Glückssträhne und konnte einen geschäftlichen Erfolg verzeichnen, kaufte er alle möglichen Sachen für unser Zuhause, egal ob sie nützlich waren oder nicht, solange sie nur seiner Frau und seinen Kindern eine Freude machten. Noch vor 1938, dem Jahr, in dem die Rassen-gesetze in Kraft traten, verschlechterten sich die Lebensbedingungen unserer Familie derart, dass wir Tag um Tag in ärmlichen Verhältnissen zubringen mussten und nur durch erstklassige Schallplatten und die neuesten Fotoapparate getröstet wurden. Es versteht sich von selbst, dass jene Überbleibsel aus besseren Tagen eine immer geringere Rolle spielten, je mehr die häuslichen Notwendigkeiten in den Vordergrund rückten.

Meine Mutter war in Rom zur Welt gekommen, hatte sich zur Lehrerin ausbilden lassen und war eine vorzügliche Pianistin. Sie war eine erklärte Feindin von Schlagern, doch uns, ihren Kindern, gelang es zuweilen, sie liebevoll dazu zu überreden, sich ans Klavier zu setzen, Bach und Haydn einmal zu vergessen und die Lieder zu spielen, die damals in Mode waren. Immer wieder brach

die Musik während eines fröhlichen Motivs ab, und die Noten einer Sonate flossen in das Lied ein. Mama war tief ins Spiel versunken, als fände sie diese oft melancholischen Stücke nicht in ihrem Gedächtnis, sondern vielmehr in sich selbst. Im Lauf der vielen Jahre hat sich die Liebe zu meiner Mutter dank der Erfahrung, die mich das Leben gelehrt hat, zu Verehrung gewandelt.

Heute kann ich ermessen und zumindest in Ansätzen verstehen, welchen Komplex und welche Last sie mit sich herumgetragen hat, welche zahlreiche Ängste sie viele Jahre lang peinigten, bevor das Ende kam. Meine Mutter hatte keinen extrovertierten Charakter, wie die übrige Familie auch; das Schweigen und die Kontrolle der eigenen Gefühle waren oberstes Gebot. Doch ich erinnere mich daran, wie sie in jener letzten langen Nacht in der großen Baracke in Auschwitz, als wir getrennt wurden, diese Regeln durchbrach. Ununterbrochen weinte die arme, gepeinigte Frau damals.

Paolo hatte 1940 die Prüfung zum Diplomkaufmann abgelegt. Um sein Studium zu finanzieren, hatte er arbeiten müssen. Vor allem nach dem Inkrafttreten der Rassengesetze hatte er nur sporadisch Arbeit gefunden, die überdies schlecht bezahlt war. Sein Diplom war das Ergebnis ständiger Opfer und seines ernststen und hartnäckigen Charakters. Ich glaube, dass Paolo, obwohl er der Erstgeborene war und mehr als wir anderen eine lange Phase der Ruhe genießen konnte, gestorben ist, ohne je die Liebe kennen gelernt zu haben. Bei uns zu Hause durfte über bestimmte Themen nicht geredet

werden, und dazu zählte die Liebe, doch ich hätte mich wohl an eine Episode oder einen Hinweis erinnert, die Paolo betroffen hätten. Stattdessen aber sehe ich ihn vor mir, wie er erst vollkommen von der Arbeit und dem Studium aufgegeben wurde und dann von der allgemeinen Angst. Jener Angst, die auch uns, seinen Brüdern und Schwestern, die Jugend, die Liebe und sogar die Träume von der Zukunft raubte. Ab 1938 lebten wir fünf Jahre lang in einer Zeit ohne Zukunft, in einer düsteren Gegenwart, über der verwirrend und undeutlich jener Albtraum lag, der uns dann, nach dem 8. September 1943, mit seinen Klauen packte.

Mein Bruder Roberto musste im Alter von fünfzehn Jahren die Schule abbrechen und eine Arbeit annehmen. Was mein Vater verdiente, reichte damals, wie eigentlich immer, nicht aus, um unserer Familie, die seit 1925 aus acht Personen bestand, einen zumindest bescheidenen Lebensstandard zu garantieren. Robertos erster Anteil zum Lebensunterhalt waren zweihundert Lire monatlich. Roberto war ein fröhlicher, praktisch veranlagter junger Mensch voller Lebenslust. Je weniger unsere Eltern auf den Albtraum reagierten, der auf uns allen lastete, desto mehr wurde er, wenn nicht zum Angelpunkt der Familie, so doch zu demjenigen, der sich besser als jeder andere darauf verstand, die Verantwortung für sie zu übernehmen. Roberto war es, der etwas unternahm, damit wir Brot hatten, und der uns aus schwierigen Situationen heraushalf. Er war alles andere als ein nachdenklicher Mensch, und wäre er weiter zur Schule

gegangen, hätte er wohl nicht denselben Erfolg gehabt wie Paolo, allerdings nicht weil er weniger intelligent war. Er war nicht so methodisch veranlagt, sondern extrovertierter, hatte einen gesunden Menschenverstand und viele Ideen.

Giorgio war der Letztgeborene. Seit er denken konnte, wuchs er mit diesem Druck auf. Die letzten neun Monate seines Lebens verbrachte er in den Mauern der Wohnung in der Via Montallegro im San-Martino-Viertel, wo wir Unterschlupf gefunden hatten. Während neun langer Monate war er von der Gesellschaft und dem Leben abgeschnitten. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und während der Luftbombardements bekam er nervöse Anfälle, die ihn völlig auslaugten. Wir, seine Schwestern, versorgten ihn mit Büchern: Ständig bat er uns um Bücher über Geschichte, insbesondere zum Risorgimento. Er war ein intimer Kenner der Biographien Mazzinis und Garibaldi geworden. In der letzten Zeit hatte er sogar begonnen, ein Wörterbuch auswendig zu lernen, und morgens, wenn er in die Küche kam, um uns zu helfen, fragte er uns nach der Bedeutung der abstrusesten und ungebräuchlichsten Wörter, und es machte ihm einen Heidenspaß, wenn er uns damit in Verlegenheit brachte. Wir gaben ihm Gelegenheit zu langen Ausführungen, die einem inneren Bedürfnis entsprangen, und das verstanden wir, denn sich in Worten auszudrücken gab seinem Leben einen Sinn. Doch auch dies waren seltene Momente der Zerstreuung. Minute für Minute, Tag für Tag lebte

er in Angst und Schrecken, neun Monate lang. Er war der Erste von uns, der ins Vorzimmer des Todes eintrat, und als der Tod schließlich hereinkam, gab er nach, ohne sich zu wehren.

Maria Luisa war die älteste von uns drei Schwestern. Ein wunderschönes Mädchen, das vom Wesen her in vielem Roberto ähnelte. Als wir in Auschwitz waren und dann später, von unseren Eltern getrennt, in Belsen und Braunschweig, wurde sie für Bice und mich zu einer Art Mutter. Fünfzehn Jahre später glaube ich noch manchmal, wenn rings um mich alles in Schweigen liegt, ihre zarte, heisere Stimme zu hören, wie sie in der Baracke für Bice und mich singt, um die absurde Hoffnung aufs Überleben in uns wachzuhalten. Eines Abends, wir waren gerade in den Braunschweiger Stall zurückgekehrt, den sich einige wenige italienische Jüdinnen mit siebenhundert ungarischen Glaubensgenossinnen teilten, kam eine Aufseherin und las eine Liste mit Namen von Deportierten vor. Maria Luisa war auch darunter. Unsere Schwester stellte sich mit den anderen Aufgerufenen an. Bice und ich glaubten, sie müsse einen zusätzlichen Arbeitsdienst leisten, wie es oft geschah. Unsere Schwester hatte keine Zeit mehr, sich von uns zu verabschieden. Wir sahen sie nie wieder.

Mehr als alle anderen Geschwister ähnelte Bice ihrer Mutter. Vor allem wegen ihres Charakters. Sie war das zweitletzte Kind und noch ganz klein, als sie nach Auschwitz, Belsen und Braunschweig kam. Vier Tage lang lag ihr Leichnam auf einer Holzbank, zuletzt ganz von

Schnee zugedeckt. Mein Vater Ettore Sonnino und meine Mutter Giorgia Milani, vierundsechzig und achtundfünfzig Jahre alt, starben in den Gaskammern von Birkenau am 28. Oktober 1944. Paolo wurde im November im Alter von siebenundzwanzig, Roberto im Alter von sechsundzwanzig Jahren umgebracht. Giorgio kam wenige Tage nach seinen Brüdern im Alter von neunzehn Jahren um. Maria Luisa wurde mit fünfundzwanzig in Flossenbürg ermordet, am 20. März 1945. Bice wurde in der Nacht vom 15. auf den 16. Januar 1945 in Braunschweig ermordet. Sie war einundzwanzig Jahre alt. Die Zahl, die der Tod in meinen Arm eingebrannt hat und die ich heute noch trage, lautet: A26699. Im September 1950, nach fünf Jahren in Erholungsheimen und Sanatorien, kehrte ich als Einzige meiner Familie ins Leben zurück.

Die ersten Vorzeichen des Albtraums erreichten uns

zwischen 1934 und 1935. Ständig kamen deutsche Juden, die aus Nazideutschland verjagt worden waren, in Genua an, wo wir seit 1925 lebten, und die Gemeinde half ihnen, so gut sie konnte, indem sie sie an andere Gemeindemitglieder verwies.

Ihre Zahl wuchs so rasch, dass wir schon bald nichts mehr hatten, was wir hätten teilen können. Diese ersten Opfer des nazistischen Antisemitismus, schlecht gekleidet und ausgehungert, betraten scheu unsere Küche und dankten uns inständig, wenn wir ihnen etwas zu geben hatten. Keiner von ihnen konnte Italienisch, aber viele sprachen Französisch, und in dieser Sprache erklärten sie uns leise, so als hätten sie Angst, man könnte ihnen nicht glauben, was in Deutschland geschah: Geschäfte und Wohnungen von Glaubensgenossen wurden überfallen und verwüstet, Juden bis aufs Blut mit Stockschlägen traktiert und umgebracht; eine blinde, vorsätzliche Wut ging um. Die Berichte schienen aus einer Welt zu kommen, die der unsrigen vollkommen fremd war. Wir konnten uns niemand aus der Nachbarschaft denken, keinen Bekannten und auch niemand von den abertausend Menschen, denen wir jeden Tag

begegneten, der unser Haus betreten und unseren Vater oder unsere Mutter hätte angreifen können, weil sie Juden waren. Dies sagten wir unseren aus Hitlerdeutschland verbannten Glaubensgenossen, worauf sie traurig den Kopf schüttelten. Der Nazismus ist ein Krebsgeschwür, das sich sehr langsam ausbreitet, bemerkten sie nur. Nach 1935 ließ der Zustrom auf einmal nach, und wir dachten, die Situation hätte sich irgendwie wieder normalisiert. Stattdessen hatte jedoch der Todeskampf der deutschen Juden begonnen, und dies ahnten wir ebenso wenig wie wir ahnten, dass nun jene Lager ihre Funktion aufnahmen, in denen keine neun Jahre später unsere Familie ausgelöscht werden sollte.

Der Exodus der Juden aus Hitlerdeutschland schien uns verdächtig und löste eine einstweilen noch vage Beunruhigung aus. Obwohl wir in keinsten Weise am gesellschaftlichen Leben teilnahmen und weder zur einen noch zur anderen Fraktion gehörten, entging uns keineswegs, wie sehr sich italienischer Faschismus und deutscher Nazismus ähnelten und dass die beiden Diktaturen fatalerweise aufeinander zgingen. Gefühle, die uns nur undeutlich bewusst waren, Ahnungen, die wir verdrängten, so wie es viele unserer Glaubensgenossen taten, denn ein großer Teil von uns Juden glaubte, der Wunsch, nicht aufzufallen, führe tatsächlich dazu, übersehen zu werden.

In diesen Jahren verschlechterten sich die wirtschaftlichen Bedingungen unserer Familie immer mehr. Papa und Mama waren nach der Heirat erst nach Portici ge-

zogen und 1923 schließlich mit den bereits geborenen Kindern Paolo, Roberto, Maria Luisa und mir nach Mailand. In Mailand hatten Bice und Giorgio das Licht der Welt erblickt, und diese beiden waren erst einige Monate alt, als wir uns nach einem neuerlichen Umzug in Genua niederließen. Mein Vater hatte ein Geschäft auf der Piazza Campetto übernommen, was uns gute Chancen für die Zukunft zu eröffnen schien. Drei Jahre später sah sich Papa jedoch gezwungen, wieder als schlecht bezahlter Handelsvertreter zu arbeiten. 1935 gab Roberto wie gesagt sein Studium auf und wurde Angestellter.

Aus jener Zeit habe ich eigentlich nur unangenehme Erinnerungen. Es gab zahlreiche Tage, an denen wir buchstäblich nichts zu essen hatten. Ein Eis musste uns etliche Male Mittag- und Abendessen ersetzen, das uns der schon sehr betagte Anwalt Giuseppe Fontana spendierte, wenn wir ihm zufällig in den Gartenanlagen an der Piazza Manin begegneten. Er behandelte uns wie seine Enkelinnen und hätte sich die Bedingungen, unter denen wir lebten, niemals vorstellen können. Mit allen Mitteln versuchten wir, Außenstehenden unsere Not zu verheimlichen. Wir waren sehr findig geworden, wenn es darum ging, Leuten, die nicht zum engsten Familienkreis gehörten, den Zugang zu unserem Zuhause zu verwehren, damit sie nicht feststellten, dass wir kaum noch Möbel und Hausrat besaßen. Für uns Mädchen war dies das Alter, in dem man gerne Freundinnen und Klassenkameradinnen zu sich einlädt oder diese be-

sucht, zum Spielen, zum Lernen oder einfach nur zum Zeitvertreib. Wir durften weder das eine noch das andere erhoffen und waren gezwungen, die Beziehungen zu unseren Altersgenossinnen auf einem höchst oberflächlichen Niveau zu halten. So lernten wir, jegliches Aufwallen von Sympathie gleich im Keim zu ersticken. So viel Schüchternheit oder Scham wegen unserer elenden Lage erscheint mir heute nur noch vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen und sozialen Dramas begreiflich, das damals zahlreiche Familien des Kleinbürgertums und der Mittelschicht betraf, zumindest jene, denen es nicht gelungen war, sich dem Regime anzupassen, oder die dies nicht wollten. Wir waren damit einverstanden, unsere tatsächliche Situation zu verheimlichen, als wäre dies normal, und hätte uns jemand gesagt, dass wir damit nicht etwa den Gesetzen des Anstands Folge leisteten, sondern Vorurteile und die Unfähigkeit, die Realität zu akzeptieren, sowie die grundsätzliche Trägheit unserer Gesellschaftsschicht förderten – wir hätten aufbegehrt. Ich als Erste. Man muss noch hinzufügen, dass wir ursprünglich aus dem Süden stammten, von wo wir unsere Traditionen und festen Gebräuche mitgebracht hatten, die für uns unabänderliche Prinzipien darstellten, und es uns daher ziemlich schwer fiel, uns in Genua zurechtzufinden oder anzupassen. Eine andere Hypothek, die auf uns lastete, war jene besondere Atmosphäre des Faschismus, die jegliche Wirklichkeit verzerrte. Der offizielle Optimismus des Regimes ließ keine wirtschaftlichen Dramen im Familienkreis zu. Da

uns der Faschismus nicht besudelt hatte, sahen wir den unüberbrückbaren Graben zwischen Realität und offiziellem Optimismus nur zu gut, doch ich glaube, dass Letzterer schließlich bestimmte, was uns schicklich erschien, ohne dass wir uns dessen bewusst wurden. All diese Elemente standen am Anfang jener Phase der Isolierung unserer Familie, die ein paar Jahre später hätte enden können, als nämlich Paolo, Maria Luisa und dann neben Roberto auch ich eine Anstellung fanden. Ab 1938 wurde eine derartige Isolierung jedoch per Gesetz verordnet.

Nach 1935 hörten also die aus Hitlerdeutschland vertriebenen Juden auf, bei uns anzuklopfen. Doch genau in jenem Jahr fiel der Startschuss zu den blutigen Abenteuern des Faschismus, und der Nazismus gesellte sich ihm bei. In der Folgezeit schienen unsere ausgemergelten und zu Tode erschrockenen Besucher von ehemals in den Schlagzeilen des Kriegs auf der Titelseite der Tageszeitungen aufzutauchen, und ihr Vorhandensein, so verschwommen es auch war, weckte undeutliche Ängste in uns, die wir einander verschwiegen.

In der Zwischenzeit gelang es unserer Familie, ihre wirtschaftliche Situation einigermaßen zu stabilisieren. Paolo fand eine Stelle bei der Versicherungsgesellschaft Generali in Venedig, Roberto beim Istituto Nazionale delle Assicurazioni und Maria Luisa beim staatlichen Bananen-Importeur. Giorgio studierte am Istituto Tecnico Tortelli, und Bice und ich an der Handelsschule Regina Elena.